



## Der Plural von Heimat

*Ilja fragt sich, ob für ihn als Jude die Zeit gekommen ist, um aus Deutschland fortzugehen. Er reist von Berlin nach Israel, um zu helfen, und muss feststellen, dass er sich im Krieg sicherer fühlt als zu Hause.*

Von Jonah Lemm, Der SPIEGEL, 05.04.2024

Ilja hat eine Baseball-Kappe. Sie ist dunkelblau und vorne, über dem Schirm, ist ein Davidstern eingestickt.

Er sagt, er habe früher nie darüber nachgedacht, ob er die Kappe aufsetzt oder nicht. Ilja, 61 Jahre alt, kurze, graue Haare, blaue Augen hinter einer Brille, trug sie einfach, wenn er durch die Straßen seiner Stadt lief, durch Berlin. Manchmal, bei einem Spaziergang, blieb er stehen, wenn er einen Stolperstein sah, und las die Namen, eingraviert in Messing.

Er fragte sich: Wer waren diese Menschen? Und warum haben sie es nicht rechtzeitig rausgeschafft?

Am Flughafen, an einem Sonntagmorgen im Januar, trägt Ilja seine Kappe nicht. Es ist kurz nach zehn, Gate C21. Unten auf der Landebahn starren verummte Polizisten in den Morgen. Neben ihnen ein Flugzeug, bewacht von einem Panzerwagen mit einer Maschinenpistole auf dem Dach.

Flug LY 2372, von Berlin nach Tel Aviv.

Oben, vor einer Fensterfront, steht Ilja und hält sein Smartphone in der Hand. Auf dem Display schimmert eine Meldung des Berliner »Tagesspiegel«, erst einen Tag alt. »Mann und Frau sprechen Hebräisch und werden attackiert« steht da. Ilja atmet tief ein.

Es nervt ihn. Dass er zum ersten Mal darüber nachdenkt, ob er in Deutschland verstecken muss, was er ist. Dass er darum gebeten hat, dass man auf den Fotos in



diesem Artikel nicht sein ganzes Gesicht sehen soll. Dass er darum gebeten hat, im Text anders zu heißen als in echt.

Er sagt: »Ich habe mich immer als freien, stolzen Juden verstanden.«

Unten hieven Männer in Neonjacken Koffer in die Maschine. Ilja sagt: »Auf lange Sicht kann ich das nicht: mich verstecken. Dann muss ich mir etwas anderes überlegen.«

Etwas anderes überlegen heißt: Deutschland verlassen.

Ilja wandert an diesem Morgen nicht aus. Er reist nach Israel, zum ersten Mal seit dem 7. Oktober, nach dem Massaker der Hamas, weil er helfen will. Zehn Tage lang auf Feldern, im Krankenhaus, wo auch immer. Die Idee kam ihm im November. Er fragte Bekannte in Israel, was er tun könne. Sie sagten: nicht viel, außer Geld spenden. Aber Ilja wollte nicht nur spenden. Er suchte im Internet nach Aufgaben für Freiwillige, tagelang. Er schrieb mir damals: »Mal sehen, ob es eine Verwendung für mich gibt ...«

Ich fragte mich, warum jemand freiwillig in ein Land im Krieg reist, in dem es vielleicht keine Verwendung für ihn gibt. Um Kartoffeln zu ernten?

Ich fragte mich, wer da gerade wen dringender braucht: Israel Ilja? Oder Ilja Israel?

Also bat ich Ilja, ihn begleiten zu dürfen. Ich wollte wissen, wonach dieser jüdische Mann aus Berlin in Israel suchen würde.

Einen Tag nach dem Flug steht Ilja auf einem staubigen Acker südlich von Tel Aviv und dreht Kohlrabis aus der Erde. Er reißt die Blätter ab, wirft die Kohlrabis in einen schwarzen Eimer.

Gerade hatte eine Frau mit Fischerhut ihm und anderen Freiwilligen erklärt, was zu tun sei, wenn plötzlich Raketen durch den blauen Himmel fliegen. Sie sagte: »Euer erster Instinkt wird sein, Schutz zu suchen. Aber hier gibt es keinen Schutz. Legt euch auf den Bauch, haltet die Hände über den Kopf und denkt an etwas Schönes.« Sie reichte ein Ich-habe-die-Sicherheitshinweise-verstanden-Formular auf einem Klemmbrett. Ilja, der noch nie einen Raketenalarm erlebt hat, unterschrieb es wie andere eine Quittung.



Ein Hubschrauber fliegt über den Acker. Irgendwo heult leise eine Sirene.  
Niemand schaut auf.

Ein Australier fragt: »Woher kommst du?«

Ilja sagt: »Berlin.« Seine Antwort auf diese Frage ist immer Berlin. Nie  
Deutschland.

Der Australier fragt: »Deutschland, huh, wie ist es da so, für Juden?«

Ilja könnte jetzt viel sagen. Er könnte erzählen von dem Fußballspiel. Anfang der  
Achtzigerjahre, ein Länderspiel, er war als Zuschauer im Stadion. Die Hymne sei  
erklungen. Und Ilja habe gemerkt, dass neben ihm jemand die falsche, die erste Strophe  
des Deutschlandliedes sang.

Er könnte von dem anderen Fußballspiel erzählen, Jahre später. Der  
Stadionsprecher habe Wahlergebnisse durchgesagt. Die NPD hatte an Stimmen  
gewonnen. Um ihn herum hätten die Menschen auf den Rängen gebuht.

Er könnte davon erzählen, dass am 7. Oktober in seiner Stadt Hamas-  
Sympathisanten Süßigkeiten an Passanten verteilten.

Er könnte davon erzählen, wie bewegt er war, als er einen Monat danach das  
Statement von Robert Habeck sah. Der Wirtschaftsminister sagte: »Die Sicherheit  
Israels ist unsere Verpflichtung. Deutschland weiß das.«

Er könnte von seiner Kappe mit dem Davidstern erzählen.

Auf dem Acker sagt Ilja: »Germany is a special country, you know.« Es ist ein  
besonderes Land.

Im vergangenen Sommer traf ich mich mit Ilja vor einem Café in Berlin, es war  
eine unserer ersten Begegnungen. Er sagte: »Wenn ich das Gefühl hätte, dass ich den  
Stern nicht mehr offen zeigen kann, müsste ich darüber nachdenken, zu gehen.«

Dann kam der Überfall der Hamas. In Berlin malten Menschen Hakenkreuze an  
die Überreste der Mauer, schrieben daneben »Kill Juden«, warfen Molotowcocktails auf  
eine Synagoge, brüllten auf einer Demonstration »Scheiß Juden!«



Und Ilja saß an einem Abend mit seinem Sohn und seiner Frau am Esstisch und diskutierte darüber, woran man den Moment erkenne, an dem man gehen sollte. Ob nicht allein die Angst reichte, die der Sohn, 27 Jahre alt, nun spürte, wenn er über die Sonnenallee lief, vorbei an Hauseingängen mit Palästinafahnen. Dieses Wenn-sie-nur-wüssten-Gefühl. Dass er fürchtete, irgendjemand könnte ihm ins Gesicht schauen und erkennen, dass er Jude ist, woran auch immer.

Ilja dachte darüber nach, ob er seine Kappe auf der Straße noch tragen sollte. Er trug sie nicht mehr.

Der Verkehr in Tel Aviv schiebt sich über den Asphalt wie ein müdes, langes Tier. Motoren röhren. Autos hupen. Es ist ein lauter Abend geworden. Wir sitzen vor Iljas Hotel, er erzählt sein Leben nach. Es begann 1962 in einem Land, das es heute nicht mehr gibt.

Ilja wurde geboren in Odessa, heute in der Ukraine, damals Sowjetunion. Ein Land, das unter »Nationalität« in seinen Pass »Jude« schreiben ließ. Seine Großväter, sagt Ilja, hatten für dieses Land gegen die Nazis gekämpft.

Sie verließen Odessa, als er 16 war. Seine Mutter wollte ihn davor schützen, dass er für einen anderen Krieg eingezogen wird, den in Afghanistan. Und sie wollte dafür sorgen, dass ihr Sohn werden kann, was er werden möchte, auch wenn er Jude ist.

Ilja weiß, wie es sich anfühlt, eine Heimat verlassen zu müssen. Er sagt: »Auch ich wollte da weg. Aber das Gehen, das ist immer traurig.«

Während er spricht, ist da ein Rest Herkunft. Er rollt das »R«. Er sagt, er denke mittlerweile auf Deutsch. Auf Russisch mache er noch zwei Dinge: zählen und fluchen. Nach Deutschland kamen er und seine Familie am 4. Februar 1979. Als Flüchtlinge, ohne Papiere und mit kaum mehr als Bettwäsche und Büchern im Gepäck. In West-Berlin lebten sie in einem Notaufnahmelager.

Wie war das?

»Du kommst als Jude nach Deutschland, als Erstes bist du im Lager und drumherum gehen Wächter mit Schäferhunden. Leicht komisch war es schon«, sagt Ilja.

Nach einem Jahr hätten sie eine Sozialwohnung bekommen, erzählt er. Ilja lernte die Sprache, lernte mehr Wörter als die vier, die er schon in Odessa gekannt hatte, aus den russischen Kriegsfilmern: »Hitler«, »kaputt« und »nicht schießen«. In Berlin putzte er Büros, lud in einem Supermarkt Paletten ab, ging aufs Studienkolleg, auf die Uni, studierte Informatik, dann Wirtschaft, promovierte schließlich.

Er liebt Berlin inzwischen. In Berlin ist seine Familie, sind seine Freunde, ist sein Leben. Berlin ist wie selbstverständlich an der Käsetheke mit Menschen plaudern und ohne Navigationssystem durch die Stadt fahren.

Seit 1986 hat Ilja die deutsche Staatsbürgerschaft. Aber er ist kein Deutscher, sagt er. Er ist Jude. Ilja sagt, er kenne keinen Juden in Deutschland, der sich selbst einen Deutschen nennen würde.

Heimat ist ein kompliziertes Gefühl. Liebe, Furcht, Hass, das scheint bei fast allen Menschen ähnlich zu funktionieren. Aber Heimat? Man kann versuchen, sie aus anderen Gefühlen herzuleiten: Geborgenheit, Gewohnheit, Vertrautheit. Heimat ist dort, wo man die Sprache spricht. Heimat ist dort, wo man viele Jahre seines Lebens verbracht hat. Heimat ist dort, wo man die Menschen versteht.

Ilja spricht kein Hebräisch. Er hat nie in Israel gelebt. Er sagt, er fremdele mit der Kultur. Aber als er nach der Landung in Tel Aviv aus dem Flughafen trat und ihm die warme Luft entgegenblies, sagte er: »Ich fühle mich sofort zu Hause.«

Das erste Mal in Israel war er Anfang der Achtziger, sagt er, in den vergangenen Jahren kam er mindestens einmal im Jahr her. Seit Ende 2022 hat er auch einen israelischen Pass. Und eine Wohnung in Tel Aviv. Boxen mit Nägeln stehen darin herum, Farbeimer, Kabel hängen aus der Wand. In sechs Monaten soll sie bezugsfähig sein. Eigentlich war es so geplant: Winter in Israel, Sommer in Deutschland. Jetzt ist sich Ilja mit diesem Plan manchmal nicht mehr so sicher.

Wie fühlt er sich in Israel zu Hause, in einem Land, das ihm so fremd ist?

Ilja sagt: »Fast alle sind hergekommen, weil sie als Juden dem Tod knapp entkommen sind oder Bürger zweiter Klasse waren, weil sie bedroht wurden oder sich nicht wohlfühlten haben. Diaspora heißt in Minderheit sein. Das Gefühl, das hinter sich zu lassen, verbindet.«



Ist Berlin Diaspora?

»Als Jude ja. Als Mensch nein.«

Heimat ist ein kompliziertes Gefühl. Hat er keine? Oder zwei? Irgendwann fragt Ilja: »Gibt es eigentlich einen Plural von Heimat?«

Auf der Straße in Tel Aviv tritt ein junger Israeli aus der Lobby des Hotels, er trägt Flip-Flops, kurze Hose und zündet sich einen Joint an. Über seiner Schulter hängt ein Gewehr.

Hat Ilja nach dem 7. Oktober Zweifel, dass Israel Schutzraum für Juden auf dieser Welt sein kann?

Er sagt: »Man muss schon besoffen sein, um zu sagen, das hier ist ein sicheres Land. Und trotzdem fühle ich mich gerade nirgends so sicher wie hier. Ja, am 7. Oktober war Israel hilflos. Aber danach hat das Land angefangen, sich konsequent zu verteidigen. Würden an all den anderen Orten auf der Welt Juden konsequent verteidigt? Dort würden die Fahnen auf Halbmast gesetzt, die Leute würden denken: Schade um die Juden, dass sie bald alle ausgerottet sind. Und dann würde es für die Mehrheit des Landes am nächsten Tag weitergehen wie vorher.«

Wenige Minuten, nachdem er das gesagt hat, feuert die Hamas Dutzende Raketen in Richtung Tel Aviv. Sie werden abgefangen, bevor sie die Stadt erreichen. Eine nicht weit von dem Acker, auf dem Ilja am Vormittag Kohlrabi aus dem Boden gezogen hat.

Zu fünft stehen sie um einen Esstisch, darauf Challa, das traditionelle jüdische Zopfbrot, Salz, Wein. Freitagabend, Schabbat. Ilja ist bei der Familie eines alten Schulkameraden eingeladen, Sascha.

In Odessa gingen sie in dieselbe Klasse, sie teilten ein Leben in einer Stadt, in der auf dem Markt Bäuerinnen Jiddisch sprachen und in der heute kaum noch Juden leben. Die eine Familie floh nach Deutschland, die andere nach Israel. Der eine kam in ein Lager mit Schäferhunden davor, der andere in einen Kibbuz, in dem er Orangen pflückte. Der eine lebt heute in einem Land in Frieden, in dem er darüber nachdenkt, ob er eine Kappe mit Davidstern auf der Straße tragen kann. Der andere lebt in einem Land im Krieg, in dem der Davidstern auf Hunderten Flaggen aus den Fenstern hängt.



Sie singen mit all der Kraft ihrer Stimmen und klopfen dabei im Takt auf das Holz, dass das Geschirr klirrt: »Schalom Aleichem«.

*Friede sei mit euch, dienende Engel, Boten des Höchsten, des Königs aller Könige, des Heiligen, gelobt sei er.*

Ilja singt mit, er kann den hebräischen Text auswendig, irgendwann beugt er sich herüber und sagt: »Ich habe keine Ahnung, was sie singen.«

Sie brechen das Brot, streuen Salz darauf. Sie trinken vom Wein. Sie essen Lachs und Kartoffeln. Sie setzen sich auf die Couch im Wohnzimmer. Der Fernseher läuft ohne Ton, israelische Soldaten geben stumme Interviews. Der Sohn des Freundes, er ist Anfang 30, steht auf, sein graues T-Shirt rutscht hoch. Hinten, im Bund seiner Jeans, klemmt eine Pistole.

Ilja spricht nicht über Angst, zumindest nicht mit mir, außer, wenn er sagt, dass er keine hat. Stattdessen macht er Witze. Mir ist noch nie ein Mensch begegnet, der so viele Witze kennt und sie so passgenau in Gespräche werfen kann. Lange vor dem 7. Oktober fragte ich Ilja, wie es ihm geht. Er antwortete: »Ein Jude aus Tel Aviv und ein Jude aus New York telefonieren. Fragt der Jude aus Tel Aviv: Wie ist die Lage bei euch? Sagt der Jude aus New York: Ernst, aber nicht hoffnungslos – und bei euch? Sagt der Jude aus Tel Aviv: hoffnungslos, aber nicht ernst.«

Ilja kann ernst und nicht ernst zugleich sein, wenn er diese Witze erzählt. Er lächelt kurz, erwartungsvoll, ob man kapiert, was er eigentlich sagen will. Die Witze sind sein Mittel gegen die Hoffnungslosigkeit, um ihr doch irgendwie eine Pointe abzurufen.

Die ersten Tage der Reise ist Ilja auch mit zwei Freunden aus Berlin unterwegs. Da ist der, der erzählt, er wollte schon am 7. Oktober los, kämpfen. Sie hätten ihm gesagt, als Anfang-60-Jähriger, der noch nie ein Gewehr in der Hand hatte, sei er leider untauglich. Er trägt Kippa und hat sich ein Hertha-BSC-Sitzkissen mitgebracht, falls er bei der Feldarbeit auf die Knie muss. Er soll hier Daniel heißen. Und da ist der, Ende 50, der stundenlang zuhören kann, fast ohne ein Wort zu sprechen, der in Deutschland selten in die Synagoge geht und dessen Frau und Mutter sich gesorgt hatten, ihm könnte etwas in Israel zustoßen. Er soll hier Ben heißen.



Zusammen ernten sie Süßkartoffeln. Sie packen in einer Lagerhalle Äpfel in Kisten. In einer Küche kippen sie Tomatensauce in Bottiche mit Nudeln, legen Salat und Oliven auf Brote, tragen Alufolienschälchen zu Autos von Männern, die warnblinkend darauf warten, das Essen weiterzufahren, an die Front. In einer Synagoge sprechen sie Totengebete neben Vätern, die ihre Söhne verloren haben.

Fast jeden Abend sitzen sie danach zusammen, in vollen Restaurants, mal bei Fisch, mal bei Falafel, und diskutieren über die Lage des Landes.

Ilja: »Wenn das so passiert wäre, könnte jeder Depp, der sich wählen lässt, eine Diktatur einrichten. Auf dem legalen Weg.«

Er redet über die gescheiterte Justizreform von Ministerpräsident Benjamin Netanyahu, gegen die er im vergangenen Jahr hier auf der Straße demonstriert hat.

Daniel: »Ja, aber wenn wir von Demokratie sprechen, dann kommt die Demokratie von denen, die das Volk wählt.«

Ilja: »Komm, hör' doch mit der Scheiße auf! Die haben Hitler auch gewählt. Und zwar demokratisch mit der einfachen Mehrheit.«

Ein anderes Mal sprechen sie über die Frage, ob radikale Muslime die größte Gefahr für Juden seien.

Ein Bekannter, dessen Sohn in Gaza kämpfte, sagt: »Viele dieser Menschen sind indoktriniert, sie hassen Juden von Kindesalter an.«

Ilja: »Aber das haben die Deutschen damals doch auch! Und man hat es trotzdem geschafft, dass wir heute mit ihnen zusammen in einem Land leben können.«

Am Ende jedes Abends stehen vor ihnen leere Teller und die gleichen Fragen im Raum, die sie nicht beantwortet bekommen, egal, wie oft sie sich sie gegenseitig stellen: Wie kriegt man die Geiseln zurück? Wann endet der Krieg? Und wie?

Es ist ein Krieg, den keiner von ihnen will und den sie trotzdem für unvermeidbar halten. Hier, sagen sie, wird auch ihre Existenz verteidigt.





Auf einer Autofahrt bricht es aus dem stillen Ben heraus. Draußen zieht die Stadt vorbei, stiller und leerer als sie es vor dem Krieg war, verspiegelte Hochhäuser, Alleen aus Flammenbäumen, Baustellenzäune mit Graffiti daran: »Hamas = ISIS«.

Ben sagt: »Das ist ja so, als wären in der Bundesrepublik 10.000 Leute ausgelöscht worden, mit einem Anschlag. Was machst'n dann als Land? Und warum lassen die denn nicht die letzten hundert Geiseln frei? Die Kinder, die da sterben, das will keiner. Andererseits will man nicht noch einmal tausend tote Israelis haben. Keinen Krieg zu führen, das ist doch keine Option, nachdem so etwas passiert ist.«

Er wirkt in diesem Moment verzweifelt. So als ob er nicht verstehen kann, dass die Welt sie nicht versteht.

Es ist auch ein Krieg, den sie bis jetzt kaum gesehen haben. An einem Vormittag sitzen sie auf einer Terrasse am Meer, Musik dudelt aus den Boxen, am Strand baggern Menschen nach einem Volleyball. Ilja sagt: »Schön hier, oder? Als würden nicht gerade Menschen sterben, gar nicht weit von hier.«

In der zweiten Woche in Israel beschließt Ilja, dass er dem Krieg näherkommen will.

Zuerst in einem Krankenhaus in Beer Scheva, einer Stadt im Süden des Landes. Maschinen piepsen, auf den Liegen fletschen verwundete Männer die Zähne vor Schmerz. Ilja steht vor einem Soldaten im Rollstuhl, sein linkes Bein ist eingegipst. Der Soldat erzählt, wie er und seine Truppe einen Tunnelleingang in Gaza gefunden hätten und dann: Explosion, Schüsse, Blut. Fünf seiner Kameraden seien tot.

Danach erzählt der Soldat eine andere Geschichte aus Gaza, die davor passiert sei. Eines Nachts seien sie wach geworden, weil sie über Funk eine Information bekamen: Da sei ein Mensch, 50 Meter entfernt. Sie hätten schießen können, aber sie schossen nicht, sagt der Soldat im Rollstuhl. Stattdessen hätten sie geschaut, wer da kommt. Es sei ein palästinensischer Vater mit seiner Tochter gewesen, auf der Suche nach Hilfe. Sie hätten ihm Essen gegeben, Wasser und einen Schlafsack.

Es ist eine Geschichte, an der man nichts überprüfen kann. Ilja zweifelt keinen Moment an ihr. Später wird er sagen, sie sei ihm lange in Erinnerung geblieben.



Vielleicht, weil sie entlastend ist, für Menschen wie ihn, die diesen Krieg nicht wollen, aber für unvermeidbar halten.

In Israel trägt Ilja wieder seine Kappe mit dem Davidstern. Einmal sagt er: »Du hast mich vor ein paar Tagen gefragt, wie ich mich fühle, hier zu sein. Es ist natürlich schrecklich. Aber ich fühle mich auch stark. Ich fühle mich stark, weil wir hier zusammenstehen und zusammen trauern. Ich fühle mich stark, weil ich meine Kappe aufsetze, ohne darüber nachdenken zu müssen, ob ich sie aufsetze oder nicht.«

Der Gazastreifen liegt gut 60 Kilometer südlich von Tel Aviv, das ist näher als Dortmund an Köln. Die Fahrt nach Gaza geht vorbei an grünen Hügeln, Bananenplantagen, Bunkern am Straßenrand mit Einschusslöchern. Ilja hat gehört, dass es einen Parkplatz gibt, nicht weit der Grenze, an dem Zivilisten Soldaten mit Essen versorgen. Er hat schon aus Deutschland heraus Geld geschickt, sie hätten davon Hühnchenschnitzel gekauft. Vorhin hat ihm jemand einen Standort geschickt. Jetzt will er dabei sein, wenn die Soldaten Schnitzel essen. Irgendwann lotst das Navi uns auf einen Schotterweg.

Und dann stehen dort Menschen in Jeans hinter Klappischen, darauf Coladosen, Weingummi, Töpfe voll Bohnen. Es sieht aus wie ein Stand auf einem Straßenfest. Es riecht nach Suppe.

Vor den Klappischen sitzen Soldaten, sie löffeln aus Plastikschalen, drehen sich Zigaretten, singen die israelischen Popsongs mit, die aus einer Bluetooth-Box scheppern. Sie tragen grüne Uniformen und Gewehre mit »FCK HMS«-Stickern auf den Griffen. Pick-Up-Trucks rattern vorbei, aus ihren Fahrerhäusern winken Männer. Ilja winkt zurück.

Am Horizont hängt dunkler Rauch wie Stahlwolle.

Eine der Helferinnen sagt, man könne erkennen, wo Gaza liegt, wenn man schaue, wo der Rauch ist. Ein Soldat sagt: »Rauch bedeutet Erfolg.« Er sagt auch: »Schießen bringt niemals Leben. Aber manchmal muss man schießen. Und wenn man schießen muss: Schieß!«



Die israelischen Soldaten schießen. Im Minutentakt, Artillerie, von irgendwo her, dass es knallt und der Boden vibriert. Ilja blickt in den Himmel. So dicht wie jetzt war er noch nie in seinem Leben an Krieg. Plötzlich sagt er: »Ich bin der ewige Jude.«

Boom! Die Artillerie.

Ilja zuckt nicht.

Er sagt: »Es passiert ja rein gar nichts Neues, hier und auf der Welt. Und da ich ja nicht persönlich gemeint sein kann, als Ilja, weil die Hamas und alle, die uns sonst gern auslöschen würden, mich nicht persönlich kennen, bin ich als ewiger Jude gemeint. Ich kann davor nicht wegrennen. Ich kann nicht konvertieren, meinen Namen ändern. Weil ich trotzdem Jude bleibe. Und das Gute ist: Deswegen will ich es auch gar nicht. Dann bleibe ich lieber ich.«

Ilja hat einen DNA-Test gemacht, vor einiger Zeit. Er rieb ein Wattestäbchen an die Innenseite seiner Wange, steckte es in ein Fläschchen und schickte es zu einem Unternehmen, das diese Analysen anbietet. Nach einigen Tagen kam das Ergebnis: 83,6 Prozent aschkenasischer Jude.

Ilja glaubt nicht an Gott. Zumindest nicht an den mit dem Rauschbart, sagt er. Seine Eltern seien mit ihm nie in die Synagoge gegangen. In Odessa sagte eine Lehrerin, sie war auch Jüdin, zu ihm: »Du musst für eine Eins lernen, damit du später eine Drei bekommst.« Ilja habe gespürt, was sie meinte und trotzdem bei seiner Mutter nachgefragt. Die Mutter sagte: »Weil wir Juden sind.«

Er habe damals verstanden, dass Menschen schlechter auf ihn blicken, weil er Jude sei, sagt Ilja. Ohne aber, dass er verstand, was das überhaupt heißt: ein Jude sein.

In seiner Wohnung in Berlin stehen heute an einer Wand im Wohnzimmer Hunderte Bücher, viele davon sind von jüdischen Autoren. Bücher über die Geschichte Israels, Bücher über die Judenverfolgung in Europa. Ilja ist so jemand, der die Bücher in seinem Wohnzimmer wirklich gelesen hat.

Sein liebstes ist »Die Welt von Gestern« von Stefan Zweig. Zweig schreibt darin: »Die Welt, in der ich aufgewachsen bin, und die von heute und die zwischen beiden, sondern sich immer mehr für mein Gefühl zu völlig verschiedenen Welten.«



Die Nacht spannt sich über Tel Aviv wie ein löchriges Bettlaken. Es ist unser letzter Abend in Israel, wir sitzen auf einer Bank am Meer, die Promenade ist leer, ab und zu kommt ein Jogger vorbei. Ich frage Ilja, wie es für ihn wäre, wenn sein Sohn jetzt in Gaza im Einsatz wäre. Er erzählt, dass sein Sohn tatsächlich mit 18 den Plan hatte, zur israelischen Armee zu gehen. Die Eltern haben es ihm, einem Einzelkind, ausgedet.

Ist er froh, dass sein Sohn nicht gegangen ist?

»Ja.«

Wäre er heute stolz?

»Die Sorge wäre unerträglich. Im Nachhinein, wenn alles gut gegangen ist, dann kann man sagen, man sei stolz.«

Er scheint nicht das erste Mal über solche Fragen nachgedacht zu haben.

In den Antworten liegt die Grausamkeit der Geschichte. Damit jüdische Menschen überleben können, müssen manche von ihnen ihr Leben riskieren. Freunde, Bekannte, die eigenen Kinder. Ein Jahrtausende alter Kampf, dem sich niemand von ihnen entziehen kann. Egal, ob in Deutschland oder Israel.

Als wir am Mittag darauf auf dem Weg zum Flughafen sind, zurück nach Berlin, sagt Ilja, er wolle auch dort wieder seine Kappe mit dem Davidstern tragen. Ich war mir in diesem Moment nicht sicher, ob er das wirklich tun würde.

An der Tür vor seiner Berliner Wohnung hängt, am rechten Pfosten, eine Mesusa. Es ist der jüdische Haussegen, eine längliche Schriftkapsel, kürzer als ein Bleistift, darin eine Pergamentrolle, auf der Schma Israel steht, das Glaubensbekenntnis der Juden.

*Höre Israel! Der Ewige, unser Gott, der Ewige ist eins.*

Manche Juden in Berlin überlegten nach dem 7. Oktober, ob sie ihre Mesusa abnehmen sollten. Aus Furcht, dass der Paketbote oder die Nachbarn von außen erkennen könnten, wer in dieser Wohnung lebt.

Ilja sagte schon vor der Reise, wenn er seine Mesusa abnimmt, dann nur, weil sie das letzte ist, das er in den Koffer packt.



Es ist ein Samstag, Ende Februar. Die Mesusa hängt noch.

Iljas Heimat, die in Berlin und die in Israel, hat sich weiter verändert. Israel hat weitgehend Kontrolle über den Gazastreifen errungen und eine Bodenoffensive in Rafah angekündigt. Joe Biden hat sich für einen »vorübergehenden Waffenstillstand« ausgesprochen, Olaf Scholz mehr Hilfslieferungen für Gaza gefordert. Noch immer sind mehr als 100 israelische Geiseln in der Gefangenschaft der Hamas. In Berlin wurden einem jüdischen Studenten Knochenbrüche ins Gesicht geprügelt.

Wir sitzen vor dem Bücherregal. Ilja sagt, ihm sei einiges klar geworden, nachdem er wieder in Berlin angekommen war. Er habe verstanden, dass er zwei Heimaten hat. Plural. Und, dass er sich keine von ihnen nehmen lassen will.

Nicht weit entfernt von seiner Wohnung zieht in diesen Momenten eine Demonstration vorbei. Mehr als 1000 Menschen trotten einem Lastwagen hinterher und schwenken Palästinaflaggen. Sie brüllen: »Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Heimat klaut!«. Und: »From the river to the sea, Palestine will be free!« Diese Leute wollen, dass es mindestens eine Heimat von Ilja nicht mehr gibt.

Erst nach diesem Besuch glaube ich zu verstehen, was diese Reise nach Israel für ihn außerdem bedeutet hat. Sie war der Versuch, gegen die Hilfslosigkeit anzukommen, die viele Juden seit dem 7. Oktober empfinden. Sie war ein Weg, Kontrolle über die eigene Identität zurückzugewinnen. Ilja ist überzeugt, dass Juden wehrhaft sein müssen. Also will er sich wehren. Und wenn das einzige, das er in Israel tun kann, ist, Kartoffeln zu ernten, erntet er Kartoffeln. Und wenn das einzige, das er in Deutschland tun kann, ist, seine Kappe zu tragen, trägt er seine Kappe.

Die Kappe, sie ist sein Mittel, seine Heimat zu verteidigen.

Ilja sagt, er habe sie wieder getragen, beim Spazieren, im Supermarkt. Manche Menschen hätten am Kassenband geguckt, nicht feindselig, eher erstaunt. Dass da jemand mit einem Davidstern rumläuft, einfach so. Sieht man ja nicht so oft.

Ilja sagt: »Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass man sich als Jude in Deutschland auch jetzt nicht verstecken muss. Und dass ich mich nicht verstecken will.«



REPORTER:INNEN  
forum

Er sagt, ich könne doch seinen richtigen Vornamen im Text verwenden: Ilja.